

Das einfache Anführungszeichen.

Zeichen auf Distanz

CORINA CADUFF

Zur Debatte steht hier eine bestimmte Verwendung des Anführungszeichens, mit der man sich etwa von einer gängigen Sprechweise, von einem zweifelhaften Topos oder von aufkommenden Neologismen distanziert: »Der ›treue Freund‹ verriet sie als erster«; »auch der Klon ist ein ›natürlicher Mensch‹«; »das neue ›Humankapital‹ sollte die Zukunft der gegenwärtigen Generation sichern« etc. Solche Distanznahmen erfolgen oft über einfach gesetzte Anführungszeichen. Das konventionelle doppelte Zitatzeichen kennzeichnet in der Regel die Rede einer bestimmten und auch explizit nachgewiesenen Person; demgegenüber schliessen diejenigen Zitatzeichen, die als Distanzierungszeichen fungieren, allgemein gebräuchliche Diskursfiguren zwischen sich ein, wobei sie auf kritische Weise moralische oder politische Implikationen des Ausdrucks offenzulegen suchen, der zwischen ihnen steht (›Humankapital‹). Solche Zeichen, die hier fortan Distanz-Zeichen genannt werden, können durchaus auch strategisch verwendet werden, wie der folgende Witz zeigt:

Ein alter Araber lebt seit mehr als 40 Jahren in Chicago. Er würde gerne in seinem Garten Kartoffeln pflanzen, aber er ist allein, alt und schwach. Deshalb schreibt er eine E-Mail an seinen Sohn, der in Paris studiert: »Lieber Ahmed, ich bin sehr traurig weil ich in meinem Garten keine Kartoffeln pflanzen kann. Ich bin sicher, wenn du hier wärst, könntest Du mir helfen und den Garten umgraben. Dein Vater.« Prompt erhält der alte Mann eine E-Mail: »Lieber Vater, bitte röhre auf keinen Fall irgendetwas

im Garten an. Dort habe ich nämlich ›die Sache‹ versteckt. Dein Sohn Ahmed«. Keine sechs Stunden später umstellen die US Army, die Marines, das FBI und die CIA das Haus des alten Mannes. Sie nehmen den Garten Scholle für Scholle auseinander, suchen jeden Millimeter ab, finden aber nichts. Enttäuscht ziehen sie wieder ab. Am selben Tag noch erhält der alte Mann wieder eine E-Mail von seinem Sohn: »Lieber Vater, ich nehme an, dass der Garten jetzt komplett umgegraben ist und du Kartoffeln pflanzen kannst. Mehr konnte ich nicht für dich tun. In Liebe, Ahmed«.

Die Distanz-Zeichen, mit denen ›die Sache‹ umgeben wird, dienen hier dazu, den Akt der Verbergung zu demonstrieren und somit eine ›falsche‹ Enthüllung zu provozieren. Damit haben sie in diesem Beispiel gleichsam selbstreflexiven Status, da der Verfasser strategisch mit der Aufmerksamkeit spielt, die solche Zeichen erregen, auch oder gerade dann, wenn ›nichts‹ zwischen ihnen steht.

Wo die vertrauten doppelten Anführungszeichen die Reden oder Texte anderer markieren und auch klar begrenzen (›Lieber Vater...‹), da stehen die Distanz-Zeichen diffuser und nervöser in der Sprachlandschaft: Sie eröffnen eine Problemzone des Sprechens, die sich zwischen dem Gesagten und der Haltung zu diesem Gesagten auftut. Der Autor von solchen Zeichen signalisiert, dass er die von ihm markierten Sprechweisen oder Ausdrücke nicht affirmativ verwendet, sondern dass er sie ausstellt, blossstellt, kritisiert, preisgibt, dass er sie der Reflexion anheim stellt. Er nimmt Abstand. Zugleich bietet er weder eine Alternative an noch formuliert er explizit aus, weswegen genau er sich von dem Terminus distanziert. Im Klartext: Die Zeichen stehen an Stelle des Arguments. Ein Autor kann sich vom Begriff ›Humankapital‹ mittels der Anführungszeichen distanzieren und so die Haltung kritisieren, auf der diese Sprachbildung basiert, ohne sich die Mühe zu machen, seine Kritik darüberhinaus zu formulieren. Die Verwendung der Anführungszeichen kann daher argumentativ durchaus praktisch und entlastend sein, sie bietet den Vorteil, dass man sich nicht genau erklären muss und dennoch mit leichten Mitteln eine kritische Distanz markieren kann. Würde das Argument ausgeführt, so wären die Anführungszeichen überflüssig, denn das, was sie in sich tragen, würde gleichsam herausgestülpt, in eine äußerliche sprachliche Form gebracht und also in ein lineares Sprechen überführt. Mit der Setzung der Distanz-Zeichen aber schrumpft dieser Prozess auf ein signalhaftes Interpunktionszeichen zusammen.

In der Fachliteratur zum Anführungszeichen figurieren solche Distanz-Zeichen als »modalisierende Anführungszeichen«. Diese »zeigen an, dass der markierte ausdruck irgendwie ungewöhnlich ist,

kritisch verwendet wird und in besonderer weise interpretiert werden soll. der leser wird aufgefordert, aus dem gebrauch des ausdrucks unter den gegebenen situationsbedingungen nicht all die oder genau die schlüsse zu ziehen, die er normalerweise daraus ziehen würde.«¹

Es gibt einige Versuche, diese verschiedenen Verwendungen von Distanz-Zeichen zu systematisieren, wobei solche Aufzählungen etwa auch die Anführungszeichen bei fremdsprachlichen Ausdrücken (die vier ›Bambini‹), bei Namen, Titeln oder Genreangaben (der ›Berlin-Roman‹), Dialektismen (sie ›chasperlete‹ herum), Euphemismen (›Rostlaube‹) oder Neologismen etc. berücksichtigen.² Am interessantesten jedoch ist die Verwendung der modalisierenden Anführungszeichen zweifellos dort, wo es um Sprach- und Diskurskritik geht, dort, wo sie Denkmuster und Haltungen kritisieren, die bestimmten Formulierungen innewohnen und die mittels der Anführungszeichen zur Debatte gestellt werden – so wie etwa die Kritik am ›Humankapital‹ auf einen wirtschaftlichen Diskurs zielt, der bereits das menschliche (Kinder-)Leben ökonomisiert und dem Kapitalwesen dienlich macht.

Charakteristischerweise räumt der Rechtschreibduden solchen Verwendungsweisen, die ihr Potenzial gerade aus der individuellen Setzung und normativen Ungebundenheit beziehen, kaum Platz ein. Tatsächlich jedenfalls aber treten diese Zeichen nicht einfach nur zeitsparend an Stelle des argumentativen Aufwands, sondern sie sorgen bisweilen auch für durchaus pointierte, provokative und nachdrückliche Aussageweisen.

1 | Reinhard Klockow: Linguistik der Gänsefüßchen. Untersuchungen zum Gebrauch der Anführungszeichen im gegenwärtigen Deutschen, Frankfurt/Main 1980, S. 131. Siehe auch R. Klockow: »Anführungszeichen, Norm und Abweichung«, in: Linguistische Berichte 57 (1978), S. 14-24, darin insbesondere S. 15.

2 | Zur Systematisierung siehe Undine Kramer: »Striche mit Wirkung: Markierung und Konnotierung durch Anführungszeichen«, in: Matti Luukainen/Riitta Pykkö (Hg.), Zur Rolle der Sprache im Wandel der Gesellschaft / The Role of Language in Changes of Society, Helsinki 2002, S. 166-179; Wolfgang Brandt/Norbert Nail: »Anführungszeichen. Versuch einer Systematik ihrer funktionalen Gebrauchsweise«, in: Muttersprache. Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache 86 (1976), S. 407-427.

Der Pakt zwischen Autor und Leser

Distanz-Zeichen lenken die Aufmerksamkeit nachdrücklich auf das, was zwischen ihnen steht, sie sind gleichsam als interpunktive Lämpchen zu betrachten, die »Achtung!« sagen. In diesem Sinne funktionieren sie ähnlich wie eine Kursivsetzung, denn auch diese betont ja den grafisch hervorgehobenen Ausdruck – nur eben affirmativ. Wo aber ein Autor eine Diskursfigur mit Distanz-Zeichen umgibt, da spricht er selbst eine andere Sprache als diese Figur: Er benutzt einen bestimmten semantischen Ausdruck und lädt diesen kontrapunktisch durch die Zeichen auf, mit deren Hilfe er signalisiert, dass seine eigene – politische, ideologische, moralische oder auch ästhetische Haltung – von dem abweicht, was zwischen den Zeichen steht.

Diese stellen also eine zusätzliche Sinnebene her, womit sich gleichsam ein *doppeltes Sprechen* vollzieht: Die Zeichen eröffnen einen zweiten Sprachraum, sie eröffnen in sich ein anderes Sprechen, mit dem sie nicht in eins fallen, und konstituieren damit eine Zweistimmigkeit im Text. Diese taucht insbesondere da auf, wo sich Sprache im Prozess befindet: da, wo alte oder neue Ausdrücke in Verdacht geraten, da, wo man aus sprachpolitischen Gründen alte Festschreibungen überwinden oder neue verhindern möchte. So setzt man etwa Ausdrücke wie ›Postkapitalismus‹ oder ›Humankapital‹ in Anführungszeichen, wenn man sie nicht teilt, oder aber auch Ausdrücke, die nicht mehr haltbar sind, etwa wenn sie frühere Denkweisen artikulieren, die gesellschaftlich und sprachlich überwunden scheinen und die deshalb heute nur noch in Anführungszeichen valabel sind: »Die Fremdenangst und der Fremdenhass richteten sich aber [um 1900] gegen die ›primitiven‹ Italiener.« (Tages-Anzeiger 2008)³

Je stärker die Diskurse sich entwickeln und verändern, je stärker und schneller also die Sprache selbst und mit ihr die politischen und moralischen Anschauungen in Gestaltungsprozessen begriffen sind, desto mehr Distanz-Zeichen werden gesetzt.

Die interpunktiven Lämpchen signalisieren nicht nur, dass der Sprecher mit dem verwendeten Ausdruck nicht übereinstimmt, sondern sie fordern den Leser auch dazu auf, diesen Ausdruck doch bitte selbst zu reflektieren und dabei wennmöglich seine Problematik zu erkennen – in Übereinstimmung mit dem Autor natürlich. Tatsächlich ist die Setzung solcher Zeichen ein hochgradig auktorialer Akt: Wo immer ein Autor sie anbringt, da sind sie dazu bestimmt, seine eigene, persönliche Ansicht mitzuteilen. Das bedeutet nichts anderes,

3 | Tages-Anzeiger vom 10.4.2008, S. 8.

als dass der Autor dem Leser einen Pakt anbietet, indem er sich selbst positioniert und den Leser dazu aufruft, sich dieser Positionierung anzuschliessen, und zwar gegen ein Drittes, gegen dieses andere Sprechen, das da zwischen den Zeichen steht und das sich im Verständnis des Paktes gleichsam als ein Feindliches darstellt. In diesem Sinne fungieren die Zeichen auch als Appell zur Verbündung, wobei der Autor nicht sicher sein kann, inwieweit der Leser mit ihm diesen Pakt tatsächlich schliesst oder nicht.

Die Zeichen allerdings können einen solchen Pakt auch richtiggehend verhindern, dann nämlich, wenn der Autor erst und einzig mit den Zeichen eine Sprache spricht, die der Leser nicht teilen mag. So kann es durchaus sein, dass in einem Text gerade solche Anführungszeichen eine deutlichere Sprache sprechen als der Text selbst, dass also gerade sie die individuelle Wertehaltung des Autors klarer ausdrücken als seine sprachlichen Formulierungen und dass sich der Leser aufgrund dieser Zeichen von der Haltung des Autors distanziert, etwa dann, wenn der Autor kritisch eine Wortneuprägung einführt, die aber beim Leser positiv besetzt ist: »Er >stoiberte< in einer Art und Weise, von der man bald genug bekam.«

Was modalisierende Anführungszeichen leisten, kann bis zu einem gewissen Grad auch durch andere Wörter wie sogenannt, angeblich, gewissermassen oder sozusagen ausgedrückt werden⁴, die man an Stelle der Zeichen setzt: »Der angeblich treue Freund verriet sie als erster«. Man kann solche Vokabeln allerdings zur Verdeutlichung auch zusätzlich zu den Zeichen verwenden: »Das neue sogenannte ›Humankapital‹ sollte die Zukunft der gegenwärtigen Generation sichern.« Die Signalisierung der persönlichen Werte-Haltung jedoch artikuliert sich nachdrücklicher und konturierter, wenn die Distanz zu dem zitierten Ausdruck einzig mit den Zeichen und nicht noch mit weiteren relativierenden Wörtern markiert wird.

Wer nun aber spricht mit solchen Anführungzeichen und wer nicht, wo kommen Distanz-Zeichen besonders häufig vor und wo praktisch gar nicht?

4 | Die Linguistik spricht hier von ›Remedien‹, siehe dazu R. Klockow: Anführungszeichen, Norm und Abweichung, S. 14f. oder Renate Baudusch: »Einige Ausführungen zu den Anführungszeichen«, in: Sprachpflege. Zeitschrift für gutes Deutsch 32,1 (1983), S. 49-53, zu den Remedien S. 51.

Die Erzählung des Zeichens (Literatur)

Das Distanz-Zeichen ist reaktiv, es setzt sich in Bezug zu einer Rede, die bereits existiert. Dementsprechend figuriert es verstärkt in Textsorten, die andere Diskurse aufnehmen, sie in Frage stellen und zugleich forttreiben. Es ist also, analog dem konventionellen zitierenden Anführungszeichen, ausgesprochen dialogisch orientiert. Folglich kommt es weniger häufig in Texten vor, die sich als Urszenen des Sprechens gebärden. Schriften wie das Alte und Neue Testament oder der Koran gelten als heilige Schriften, als Offenbarungszeugnisse des ersten und einzig gültigen Wort Gottes. Es liegt auf der Hand, dass sie ein »doppeltes Sprechen« nicht kennen. In der Bibel gibt es das Distanz-Zeichen nicht, der heilige Text kennt keine kritisierbare Rede, denn er ist ja selbst das Ursprungswort und kann sich daher nicht auf ein vorangegangenes Sprechen beziehen.

In diesem Sinne ist ein Blick auf die belletristische Literatur aufschlussreich. In Romanen, Gedichten, Erzählungen oder Theaterstücken nämlich kommt das Distanz-Zeichen wie in den religiösen Offenbarungstexten ebenfalls kaum vor. Obschon Literatur ja grundsätzlich Gesellschaftskritik par excellence darstellt, indem sie die Konstituierung von gesellschaftlichem Wissen und entsprechenden Diskursen bearbeitet, kritisiert und unterläuft, kommt sie ohne dieses Zeichen aus. Gerade dessen Absenz nun verdeutlicht eine grundlegende Geste des literarischen Sprechens, die den heiligen Texten ähnelt: Literarisches Sprechen inszeniert sich als erstes Sprechen. Es zitiert in der Regel keine anderen Autoren (und wenn es sie zitiert, dann bleibt es meist dem Leser überlassen, die Zitate zu erkennen, weil diese nicht nachgewiesen werden), und es zitiert schon gar nicht einzelne Diskursfiguren mit Hilfe von Distanz-Zeichen. Im Gegensatz zum wissenschaftlichen Diskurs, dessen konstitutive Zitate und Quellenangaben immer auch explizit kenntlich machen, dass er sich einer Tradition und Geschicke verdankt und entsprechend im Prozess ist, fehlen solche Hinweise im literarischen Text. Zweifellos ist dieser ein Produkt der Geschicke und als solches auch historisch identifizierbar; dennoch aber strebt Literatur darüberhinaus im Grunde immer auch etwas Zeitloses und Ewig Gültiges an, wenn sie wieder und wieder das Wesen menschlicher Grunderfahrungen wie Liebe, Begehrten, Schmerz und Tod in Szene setzt. Schliesslich wünscht sich jeder Schriftsteller, weit über sein eigenes Leben hinaus gelesen zu werden und wirksam zu sein.

Literatur distanziert sich nicht von bestehenden philosophischen, juristischen, psychologischen oder politischen Reden und Auffassungen, indem sie bestimmte Diskursfiguren isoliert und diese mittels

Anführungszeichen kritisiert; vielmehr überführt sie ihre entsprechende Kritik in erzählte Szenen. Nehmen wir als Beispiel einen Roman, der auf pronomierte Weise Diskurskritik betreibt, ohne Figuren dieses Diskurses je mit Distanz-Zeichen zu bezeichnen: *Wir schlafen nicht* (2004) von Kathrin Röggl (*1971).⁵ Die österreichische Autorin hat für dieses Buch zwei Dutzend Vertreter aus dem Consulting- und IT-Bereich interviewt und damit Basismaterial des Wirtschaftssprechens gewonnen, aus dem sie daraufhin sechs literarische Prototypen gestaltet hat (eine Managerin, einen IT-Supporter, einen Unternehmensberater u.a.). Aus realen Diskursen sind hier also gleichsam fiktive literarische Personen entstanden, die ihrerseits als Produkt des Diskurses erscheinen, den sie sprechen, wobei ihre Deformationen immer deutlicher hervor treten (Schlaflosigkeit, Medikamentenabhängigkeit, psychische Störungen). So analysiert Röggl die Auswirkungen eines bestimmten Diskurses, indem sie ihn am Schreibtisch neu gestaltet und damit in einer Art und Weise kommuniziert, wie er sonst nicht hörbar wird, sie öffnet den Wirtschaftsdiskurs gleichsam und zeigt anhand der Prototypen, was für Menschen er hervorbringt.

Das doppelte Sprechen, das sich gemeinhin im Distanz-Zeichen artikuliert, ist damit in diesem Roman wieder in eins gefallen: Die Autorin distanziert sich nicht von der Sprache ihrer Figuren, sondern vielmehr fällt ihr Schreiben mit deren Sprache zusammen. Das ist literarische Diskurskritik par excellence, die keinerlei Distanz-Zeichen mehr bedarf, weil sie ihre Kritik *erzählt*, weil sie sie in die Darstellung von Personen und Szenarien und Geschichten überführt. Mit diesem ihr eigenen und einzigartigen Narrativ, das unterschiedliche Diskurse in sich zu vereinen weiss, entledigt sich die Literatur des Distanz-Zeichens.

Zeichen transdisziplinärer Prozesse (Wissenschaft)

Die Autoren von wissenschaftlichen und journalistischen Texten dagegen setzen das Distanz-Zeichen oft, um bestimmte Diskurs- und Denkfiguren kritisch hervorzuheben, um sich von ihnen abzuheben und sie zu problematisieren. Während dieses Zeichen im Print-Journalismus häufig genug auch politische Ressentiments artikuliert, ist es im Wissenschaftsdiskurs vor allem dort zu finden, wo verschiedene

5 | Kathrin Röggl: *Wir schlafen nicht*, Frankfurt/Main 2004.

Fachterminologien und entsprechend unterschiedliche Diskurstraditionen und Denkmuster aufeinanderprallen.

Gerade in kulturwissenschaftlichen Texten kommt das Distanz-Zeichen heute erstaunlich oft vor, generell kann man sagen: Je transdisziplinärer ein Autor operiert, desto mehr tendiert er zur Setzung dieses Zeichens. Das lässt sich erklären durch den Impact verschiedener Fachterminologien, die nicht von allen Seiten her gleich schnell und gleich gut zu integrieren sind und von denen man sich dementsprechend teilweise auf Distanz zu halten sucht. So neigt etwa eine Kulturwissenschaftlerin, die sich mit Vorgängen im naturwissenschaftlichen Labor beschäftigt, dazu, Redeweisen vom ›Buch des Lebens‹ oder vom ›genetischen Ur-Text‹ mit Zeichen zu umgeben, welche Zweifel sowie auch eine Art aufmerksame Kritik am Verständnis der DNA als lesbarer Text signalisieren.

Solche durch Zeichen markierte Impacts weisen insbesondere auch eine stark prozessuale Komponente auf, d.h. dass sie zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt auftauchen und nach der Integrationsphase auch wieder verschwinden. Mit anderen Worten: Das Zeichen ist temporär. So tendierte man etwa in den 1980er und 90er Jahren noch dazu, die ›Lektüre‹ von Bildern oder von Architektur in Anführungszeichen zu setzen, weil in der Übertragung dieses literaturwissenschaftlichen Terminus auf andere Wissenschaften etwas Irritierendes, Ungewohntes lag. Seit Jahren nun schon aber ist die Rede vom Lesen der Bilder derart geläufig, dass kein Mensch mehr Anführungszeichen verwenden würde. Dafür ist das Distanz-Zeichen heute etwa an den Übergangszonen von Kultur- und Naturwissenschaften sehr verbreitet, da die traditionellen Vorstellungen von ›Natur‹, ›Kultur‹, ›Schöpfung‹ etc. angesichts fortschreitender technologischer Innovationen zunehmend unhaltbar werden.

Die Setzung des Distanz-Zeichens im wissenschaftlichen Diskurs gilt in der Regel weniger den fragwürdigen Diskursfiguren aus der eigenen Herkunftsdisziplin als vielmehr ›fremden‹ Diskursfiguren, die man in den eigenen Diskurs erst einmal zögerlich aufnimmt und markiert, weil man vermeint, in der Lage zu sein, sie von aussen besonders kritisch befragen zu können. Gerade die bestimmte Unsicherheit aber, die diesen Zeichen damit immer auch innenwohnt, zeugt von einer sprachlich-(trans)disziplinären Prozessualität, sie zeugt davon, dass ein Prozess im Gange ist, der begleitet und markiert ist durch auftauchende und auch wieder verschwindende Distanz-Zeichen.

Zeichen des Ressentiments (Journalismus)

Auch im Journalismus fungiert das Distanz-Zeichen oft als Kennzeichnung von Diskursfiguren im Prozess, wobei es eine sprachliche Übergangszone markiert oder auch auf eine problematische Entwicklungsgeschichte aufmerksam macht: »Diese Schlägerbande tritt immer dann in Aktion, wenn der greise Diktator Mugabe seine Unbeugsamkeit und seine ›revolutionäre‹ Gesinnung zur Schau zu stellen trachtet« (NZZ 2008).⁶ Die einstige Gesinnung Robert Mugabes, der in den 1980ern als Idol der westeuropäischen Linken galt und als »Inkarnation eines Revolutionärs der III. Welt«⁷ gefeiert wurde, erscheint hier lediglich noch als überholtes Zitat, das jede gegenwärtige Gültigkeit verloren hat.

Brisanter jedoch und charakteristisch für den Print-Journalismus ist die Verwendung des Distanz-Zeichens im Sinne politischer Blossstellungen, die oft mit Ressentiments einhergehen, wie z.B. der folgende Satz aus einem Editorial der Weltwoche zeigt: »Unbefriedigend mutet bei genauem Hinsehen auch die ›unabhängige Untersuchung‹ an, die der Zürcher Stadtrat letzte Woche präsentierte und die Stockers Sozialdepartement entlastete. Gemäss den Recherchen von Weltwoche-Redaktor Alex Baur hat die Sozialvorsteherin die Untersuchung in eigener Sache hinter den Kulissen gezielt gesteuert, die ›Experten‹ waren befangen, das Resultat am Ende eine blosse Zahlenspielerei.«⁸ Im Grunde genommen wäre dieser Satz genauso denkbar ohne die Setzung der Distanz-Zeichen, dann wäre nämlich einfach die Rede von einer unbefriedigend anmutenden unabhängigen Untersuchung und von befangenen Experten. Genau die Zeichen aber verschärfen den Umgangston, genau die Zeichen bringen eine entsprechende Aggression deutlich ins Spiel: Nun ist nicht mehr die Rede von befangenen Experten, vielmehr wird mittels der Zeichen angedeutet, dass die entsprechenden Personen gar nicht als Experten angesehen werden können. Diese Auffassung wird zwar deutlich in den Raum gestellt, aber – das Zeichen macht's möglich – sie wird nicht explizit ausgesprochen. Wie dieses Beispiel zeigt, ist das Zeichen ein relativ einfaches Mittel, um Personen blosszustellen und politische Gegner zu verunglimpfen, und wie man sich anhand dieses Beispiels ebenfalls vorstellen kann, kann das Zeichen leicht auch ehrverletzende Dimensionen eröffnen, die juristisch schwierig handzuhaben sind.

6 | Neue Zürcher Zeitung NZZ vom 10.4. 2008, S. 3.

7 | Freitag, 28. April 2000.

8 | Weltwoche Editorial 14 (2008).

Polemik und Ironie sind als eine Art Höhepunkt des Distanz-Zeichens zu sehen. Sie werden vollzogen, indem man mit den Zeichen mehr oder weniger das Gegenteil von dem sagt, was man meint: die ›Experten‹. Was Bachtin einst für die Parodie geltend gemacht hat – »Das Wort wird zur Kampfarena zweier Stimmen«⁹ – das ereignet sich hier mittels der Zeichen: Sie stellen den Kampfschauplatz des doppelten Sprechens her. Adorno lehnt es in seinem Essay *Satzzeichen* (1956) vehement ab, eine ironische Haltung mittels Anführungszeichen zu markieren, solche seien »zu verschmähen«, weil man sich dadurch »von der Sache trennen[] und das Urteil über diese als verschieden hinstelle[].«¹⁰ Tatsächlich erzeugen die Zeichen einen Spalt zwischen der Sache und dem Verdikt. Die Erzeugung dieses Spalts ist ethisch gerade im Journalismus zweifelhaft, weil der Autor mit den Zeichen dem Argument aus dem Weg geht und blosse Haltung markiert (»... ich aber sage euch, das sind keine Experten«). Ironie ohne Zeichensetzung erfordert weitaus mehr argumentativ-sprachliches Geschick, und sie erfordert auch den Mut zu riskieren, dass sie sich möglicherweise nicht allen Lesenden mitteilt.¹¹ Tatsächlich ist die Blossenstellung von politischen Gegnern mit Hilfe des Distanz-Zeichens rhetorisch ein einfaches, aber bisweilen sehr wirksames Mittel, da es leicht demagogische Wirkung entfalten kann. Wo das Zeichen im Rahmen der öffentlichen Meinungsbildung unmittelbar gegen bestimmte Personen, Gruppen oder Ethnien gerichtet wird, da offenbart es eine aggressive Kraft mit nicht ungefährlichem Potenzial.

9 | Michail Bachtin: Probleme der Poetik Dostoevskij, München 1971, S. 216.

10 | Theodor W. Adorno: Noten zur Literatur (darin Satzzeichen S. 106-113), Frankfurt/Main 1981, S. 110.

11 | Wikipedia verzeichnet für die Ironie ein eigenes Interpunktionszeichen in Form eines spiegelverkehrten Fragezeichens, das sicherstellen soll, dass Ironie erkannt werde. Allerdings wird auch vermerkt, dass dieses kaum verwendet wird – im Gegensatz etwa zum populären Smiley –, das man heutzutage in der elektronischen Kommunikation gerne hinter ironischen Aussagen anbringt. Siehe dazu die Ausführungen von Ulrich Johannes Beil in diesem Band.